



Gespräch Nr.

3

Witold Szablowski

Zabójca z miasta moreli

[Der Attentäter aus der Aprikosenstadt]

Moderation: Lisa Palmes

Freitag, 12. April 2013, 19:00 Uhr

buch|bund, Deutsch-polnische Buchhandlung

Das Buch:

Der Attentäter aus der Aprikosenstadt ist eine Sammlung von Reportagen über die Türkei in ihrer Zerrissenheit zwischen Ost und West, zwischen Islam und Islamophobie, Konservatismus und Postmoderne, Sehnsucht nach Europa und Euroskepsis. Der Autor greift die unterschiedlichsten Aspekte und Themen auf, die dieses Land – als Bindeglied zwischen Europa und Asien – in Atem halten. Jede der Reportagen berichtet von einem besonderen Schicksal, jeder der Protagonisten bekommt die Gelegenheit, seine ganz eigene Geschichte zu erzählen, und ist nicht selten selbst erstaunt über seinen Mut zum offenen Gespräch mit

dem polnischen Journalisten. Afrikanische Immigranten, junge Mädchen auf der Flucht vor der Bedrohung namens Ehrenmord, Ali Ağca – das ist nur ein kleiner Teil des farbenfrohen, aber nicht zwangsläufig fröhlichen Reigens, der uns mitten in die Türkei hineinführt, in das Herz einer Nation, die – infiziert vom Europäismus – dabei ist, ihren gleichmäßigen, traditionellen Lebensrhythmus zu verlieren.

Der Autor:

Witold Szablowski (geb. 1980) ist Politikwissenschaftler, Schriftsteller und Journalist bei der „Gazeta Wyborcza“. Sein Studium absolvierte er in Warschau und Istanbul. Im Auftrag von CNN Türk bereiste er die ganze Türkei; in Polen begann er seine journalistische Karriere als Mitarbeiter beim Fernsehsender TVN 24. Bei der „Gazeta Wyborcza“ ist er seit 2006 beschäftigt. Für seine Reportagen erhielt er bereits mehrere Journalistenpreise, u.a. 2007 den Melchior-Wańkiewicz-Preis für die beste Reportage, eine Auszeichnung von Amnesty International und 2010 den Journalistenpreis des Europäischen Parlaments. Sein Band *Der Attentäter aus der Aprikosenstadt* wurde 2011 mit dem Beate-Pawlak-Preis für Werke zum Thema Religion, Kultur und Zivilisation ausgezeichnet.

Quelle: www.czarne.com.pl

Witold Szablowski

Zabójca z miasta moreli

[Der Attentäter aus der Aprikosenstadt]

Czarne-Verlag, Wołowiec 2010

www.czarne.com.pl

Textauszüge

Aus dem Polnischen von Joanna Manc

Statt eines Vorworts

Die weiß-gelbe Fähre stöhnt, schnauft, spuckt eine Rauchwolke in den Himmel und setzt sich in Bewegung.

Wir fahren von Europa nach Asien. Die Reise dauert ungefähr eine Viertelstunde. Geschäftsleute zusammen mit Bettlern, Frauen im Tschador mit Frauen in Miniröcken, Ungläubige mit Imamen, Prostituierte mit Derwischen, Heilige mit Unheiligen. Die ganze Türkei auf einer Fähre.

„Die Kapitäne dieser Kolosse, das sind die heutigen Charons¹⁴“, sagt Tayfun, ein Dichter aus Istanbul, mit dem ich befreundet bin. „Warum? Weil die Durchfahrt durch den Bosphorus schön, aber beunruhigend ist. Wie der Tod.“

In Wirklichkeit sind die Charons abgebrühte Profis. Anders geht es nicht. Der Bosphorus ist sehr eng, an manchen Stellen gerade mal ein paar hundert Meter breit. Dabei fahren hier tausende Schiffe und Dampfer aneinander vorbei. Das Manövrieren auf diesem Gewässer, und dann das exakte Andocken einer riesigen Fähre, auf den Zentimeter genau, an der nicht allzu großen Anlegestelle – da ist weder Platz für Romantik noch für griechische Mythologie.

1 Charon – in der griechischen Mythologie der Fährmann, der die Toten für einen Obolus über den Totenfluss setzte, damit sie in das Reich des Totengottes Hades gelangen konnten; A.d.Ü.

Es sei denn, man ist Passagier. Dann – bitte sehr. Wenn es dunkel wird und tausende Muezzins verkünden, Allah sei groß, dann verstummen die Gespräche und die Menschen verfallen in eine melancholische, metaphysische Stimmung. Oft nutze ich das aus und frage die Türken, die ich zufällig treffe: Wie lebt es sich mit dieser Meeresenge? Macht sich jemand Gedanken über die tägliche Reise zwischen den Kontinenten?

Sie zucken mit den Achseln, verstehen nicht, wonach ich frage. Meeresenge ist eben Meeresenge.

Nur den Dichter Tayfun wundert diese Frage ganz und gar nicht.

„Ich habe auch so eine Meeresenge in mir“, sagt er und wirft ein großes Stück Brezel in Richtung der Möwen, die die Fähre verfolgen. „Jeder Türke pendelt tausend Mal täglich zwischen Tradition und Moderne hin und her. Zwischen Hut und Schleier. Zwischen Moschee und Diskothek. Zwischen der EU und der Abneigung gegen die EU.“

Er trifft ins Schwarze. Die ganze Türkei ist durch eine unsichtbare Meeresenge wie zweigeteilt. Mädchen, die ich kenne, trinken morgens mit ihrem Freund Espresso, essen Croissants und sprechen über Weltliteratur. Und nachmittags setzen sie Kopftücher auf und gehen zur Oma auf einen türkischen Kaffee.

Die Jungs schnappen sich ihr Bier und feiern in einer Diskothek. Doch wenn sie genug getrunken haben, singen sie Lieder von vor zweihundert Jahren. Sie mimen Draufgänger, die weder Allah noch Mohammed fürchten, doch während des Ramadan fasten sie brav. Und sobald ihre

Söhne alt genug sind, lassen sie sie gleich beschneiden.

Ich selbst habe im konservativen Osten Imame gesehen, die neben Moscheen die Fahne der Europäischen Union aufhängen. Geschäfte mit Kleidung für konservative Türkinnen haben hin und wieder auch erotische Unterwäsche im Angebot. „Wenn die Frau den ganzen Tag das Gesicht verhüllt“, erklären die Verkäufer „dann will sie ihrem Mann am Abend umso mehr gefallen.“

Diese Gespaltenheit hat ihre Vorteile. Die Türken sind kreativ, sie lernen schnell andere Sprachen und verstehen es, im Nu Menschen aus aller Welt für sich einzunehmen. Obwohl sie geographisch die schlechteste Lage haben, die man sich vorstellen kann - sie grenzen an so unruhige Staaten wie Syrien, Iran und Irak, sind aber gleichzeitig ein Teil des Nahen Ostens, des Kaukasus und des Balkans – schaffen sie es, mit fast allen auszukommen.

Diese Gespaltenheit hat aber auch ihren Preis. Der Westen hält sie für Fanatiker, der Osten – für die Lakaien des Westens. Die al-Quaida verübt Terroranschläge am Bosphorus, auf der anderen Seite will Europa das Land seit fünfzig Jahren nicht in seine Gemeinschaft aufnehmen; es sei zu groß und kulturell zu fremd.

Unsere Fähre ist in der Mitte der Enge angelangt. Von Weitem schauen wir auf zwei Brücken, die die Ufer des Bosphorus wie eine Klammer zusammenhalten. Der Dichter Tayfun schaut mal zum europäischen, mal zum asiatischen Ufer. Schließlich seufzt er:

„Jeder Türke ist so eine Brücke.“ [...]

(S. 11-13)

Imame und Kondome

Tayfun und Özge leben seit einem Jahr zusammen in Istanbul. Sie schlafen in einem Bett. Was unterscheidet sie von den anderen?

„Null Sex“, sagt Tayfun und lächelt traurig.

Er ist Musiker und Poet, Özge Grafikerin. Die beiden führen ein Rock'n Roll-Leben: Partys, Gäste, Alkohol. Doch Özge bestätigt, was Tayfun sagt.

„Ich muss hart bleiben, er ist Kurde“, sagt sie und schielt dabei von unten zu ihrem Freund.

Wie in Tayfun das Tier erwacht

Tayfun setzt die Miene eines geprügelten Hundes auf. Ist es etwa seine Schuld, dass er im konservativen Osten zur Welt kam?

„Schatz...“

„Tayfun, ich weiß, was du sagen wirst! Dass du anders bist als diese Troglodyten, dass du den Abwasch machst und Staub wischst.“

„Kein Mann in meiner Familie macht das! Aber ich schon. Weil ich dich liebe. Ich bin nicht so wie die!“

„Euch allen geht es doch nur um das eine!“, schreit Özge und wirft mit einer Zigarettenpackung nach ihm.

„Du willst es doch auch, mein Häschen!“

„Iiiiiich?“

Özge atmet tief ein, denn Tayfun hat ins Schwarze getroffen. Ja, sie will es auch und sieht selbst, dass die Situation nicht normal ist. Alle ihre Freundinnen machen es

doch. Und Tayfun und sie sind doch erwachsen.

Manchmal küssen sie sich vor dem Schlafengehen. Alles ist gut, bis Özge merkt, dass in Tayfun gleich das Tier erwachen wird. Und was bedeutet das? Dass er dann nicht hört. Sie sagt: „Hör auf.“ Er: „Mein Blümchen, Häschen, Wölkchen, lass es uns nur einmal tun.“ Sie darauf: „Nimm die Hände weg.“ Und er: „Was für Hände?“

„Du schaust nach, ob er sich auch ja nicht erregt? Das ist doch krank!“, sage ich, worauf mir Tayfun freudig auf die Schulter klopft.

„Pure Vorsicht“, sagt Özge kopfschüttelnd.

„Aber warum könnt ihr nicht einfach weiter machen?“

„Frag doch einen Türken, ob er ein Mädchen heiraten würde, das keine Jungfrau mehr ist.“

Diesmal trifft Özge ins Schwarze. Obwohl die meisten Türken den ganzen Tag über an Sex denken, wollen sie von einer zukünftigen Ehefrau, die keine Jungfrau ist, nichts hören. Deshalb entscheiden sich die Mädchen oft, erst nach der Heirat aufs Ganze zu gehen. Laut Untersuchungen ist für fünfundachtzig Prozent von ihnen der eigene Ehemann der erste, mit dem sie schlafen.

Aber das ist nur eine Statistik. Die Gynäkologen machen ein Vermögen damit, in aller Stille die Reste von Jungfernhäutchen wieder zusammenzunähen.

„Sowas könnte ich auch machen“, sagt Özge. „Doch auch wenn Istanbul fünfzehn Millionen Einwohner hat, so ist es trotzdem ein großes Dorf. Eine Freundin hat sich wieder zusammennähen lassen und am nächsten Tag wussten alle ihre Bekannten davon. Es hat sich herausgestellt, dass die

Sprechstundenhilfe in dieser Privatklinik die Cousine ihres Exfreundes war.“

Deshalb muss Özge härter durchgreifen. Immer wenn in Tayfun das Tier erwacht, steht sie auf und macht das Licht und den Fernseher an. Wenn Tayfun deswegen wütend wird, geht sie ins andere Zimmer und wartet, bis sich bei ihm alles wieder beruhigt. Beruhigt es sich nicht, schläft sie auf dem Sofa.

Manchmal ist das Tier nicht zu bändigen, und dann geht Tayfun für ein paar Tage zu seinen Kumpels übernachten.

„Wozu das alles“, frage ich. „Verbietet es euch der Islam?“

„Darüber mache ich mir keine Gedanken. Aber Tayfun ist aus dem Osten. Dort ist eine Frau ohne Jungfernhäutchen nichts wert. Wenn ich mit ihm schlafe, wird er mich nicht mehr respektieren.“

„Ihr seid seit zwei Jahren zusammen. Wenn es nur um Sex ginge, wäre er schon längst abgehauen.“

„Das verstehst du nicht. Du bist kein Türke.“

Wie man sich Haare wegbrennt

Özge hat wahrscheinlich recht. Sie erzählt mir von Freundinnen, die ihre Jungs ein, zwei fünf Jahre hinhalten. In jeder dieser Geschichte gibt das Mädchen schließlich nach, und in jeder... geht am Ende der Mann. Übertreibt sie? Vielleicht hat sie merkwürdige Freundinnen? Oder vielleicht lassen sich die Freundinnen mit merkwürdigen Männern ein? Schwer zu sagen.

2005 brachte die Tageszeitung „Hürriyet“ einen großen Bericht über die Sexualität der Türken, genannt „der türkische Kinsey-Report“. Hier die interessantesten Auszüge:

- vierzig Prozent der Männer wissen nicht, was eine Menopause ist;

- jede dritte Frau denkt überhaupt nicht an Sex;

- Paare haben (vor der Ehe) durchschnittlich 8,2 Minuten Sex pro Monat, das Vorspiel dazu dauert elf Minuten;

- die Hälfte der Frauen kann einen Orgasmus weder definieren noch beschreiben.

Der Comedy-Autor Metin Üstündağ kommentiert so die Ergebnisse: „Bei uns denkt die Mehrheit, Klitoris sei die Hauptstadt von Singapur.“

Ohne die Zahlen aus dem religiösen Osten würde die Türkei doppelt so modern erscheinen!

„Es sind diese Höhlenmenschen, die unsere Ergebnisse drücken!“, ärgern sich die Istanbuler.

Also bitte ich einen Vertreter des rückständigen Ostens und einen äußerst aufgeklärten Istanbuler, mir von ihrem Sexualleben zu erzählen.

Metin ist zwanzig Jahre alt und kommt aus Konya, einer besonders konservativen Gegend. Er studiert Wirtschaftswissenschaften.

Serdar, fünfundzwanzig, stammt aus einer reichen Familie und studiert an einer privaten Universität. Wir treffen uns in dem Appartement, das er zusammen mit Freunden gemietet hat.

Metin: „Als ich siebzehn wurde, nahm mich mein Bruder in einen Puff mit. Jetzt gehe ich mit den Kumpels vom

Studentenwohnheim jeden Monat hin. Vorher waschen und rasieren wir uns...“

„Brennt ihr euch Haare weg?“, will Serdar wissen.

„Ja, das machen wir.“

Türkische Jungs haben einen Fimmel, was üppigen Haarwuchs angeht. Die Brusthaare werden gestutzt oder ganz entfernt, die Nasen- und Ohrenhaare mit einem Feuerzeug weggebrannt. Wieso? Weil Frauen einen zu üppigen Haarwuchs nicht mögen.

„Und wie geht es weiter nach dem Waschen und Rasieren?“, will ich wissen.

„Dann buchen wir zwei Damen und haben Spaß bis zum Morgen.“

„Zwei?“

„Mehr können wir uns nicht leisten. Sie sitzen in einem kleinen Zimmer und wir gehen nacheinander rein. Wir warten, rauchen eine Nargileh, trinken Raki und reden. Wenn jemand zu lange drin bleibt, dann – Rums! - schlagen wir gegen die Tür.“

„Gehen viele hin?“

„Da, wo ich herkomme - ja. Sehr viele meiner Kumpels bleiben lange unverheiratet, weil sie sich eine Frau nicht leisten können. Kein Vater wird seine Tochter jemandem geben, der wenig verdient. Und jeder hat Bedürfnisse, ist doch klar.“

Serdar: „In Istanbul ist das alles leichter. Mein erstes Mal war mit sechzehn, mit der Nachbarstochter. Dann lief nach jeder Party etwas. Der Osten ist furchtbar verschlossen, und bei uns herrscht der totale Hedonismus. Ich denke, das

ist das größte Problem der Türkei in Bezug auf Sex. Es gibt nur wenige Menschen, die einfach deshalb miteinander schlafen, weil sie sich lieben.“

Wie man beim Nachbarn Birnen pflückt

Laut den Untersuchungen der Tageszeitung Hürriyet beginnt für jeden dritten Türken das Geschlechtsleben bei einer Prostituierten. Nur für ein Viertel der Männer ist das erste Mädchen gleichzeitig die eigene Ehefrau.

„Aber du solltest in Betracht ziehen“, betont Serdar, „dass in der Türkei keine Untersuchung zu dieser Frage glaubwürdig ist. Die Frauen werden immer weniger erzählen als das, was wirklich war. Männer erzählen immer mehr. Und am meisten erzählen diejenigen, die eine Frau noch nicht einmal geküsst haben.“

Jeder zweite Mann gibt an, seine Frau oder Partnerin zu betrügen. Das scheint zu stimmen, denn einundachtzig Prozent der türkischen geschiedenen Frauen geben Seitensprünge in der Ehe als Trennungsgrund an.

Die bekannteste Kolumne über Sex nahm auch mit dem Thema Untreue ihren Anfang. Ihre Autorin, eine Istanbuler Journalistin, ist Güzin Ablâ - Tante Güzin, die mit vollem Namen Fatma Güzin Sayar heißt. Die größten Tageszeitungen haben sich jahrelang um ihre Ratschläge in Sachen Sex gerissen.

1938 heiratet Tante Güzin als Sechzehnjährige einen Kapitän der türkischen Flotte. Sie ist über beide Ohren verliebt, doch es kommt schnell heraus, dass sie der

Kapitän betrügt, wo er nur kann. Güzin reicht die Scheidung ein und schwört, sich nie wieder an einen Mann zu binden.

Nur ein Mal bricht sie diesen Schwur. Ende der fünfziger Jahre heiratet sie einen Kollegen aus der Redaktion. Als sich herausstellt, dass auch er sie betrügt, stellt sie seine Koffer vor die Tür und beschließt, von nun an ihren Landsleuten darin Unterricht zu erteilen, was wahre Liebe ist. So erscheint in der Zeitschrift „Son Havadis“ zum ersten Mal die Rubrik *Fragen Sie Tante Güzin*.

Güzin Abla versucht, zwei Welten miteinander zu versöhnen. Den konservativen Türken erklärt sie, Sex sei nichts Schlechtes, den liberalen, der Hedonismus führe zu nichts. Und dass die Liebe das Wichtigste sei. Sie wirbt für die Jungfräulichkeit bis zur Heirat, für die Treue und die Ehrlichkeit unter Eheleuten. Die bereits Verheirateten hingegen ermuntert sie, im Bett zu experimentieren.

„Liebe Güzin Abla“, schreibt eine ihrer Leserinnen Ende der sechziger Jahre. „Ich weiß nicht, was ich tun soll! Ich habe im Schreibtisch meines Mannes den Brief einer anderen Frau gefunden. Er hat eine Affäre! Güzin Abla, hilf mir! Die verzweifelte Fatma“.

„Liebe Fatma“, antwortet Güzin Abla. „Männer sind wie Kinder. Nimmst du einen ernst - geht er in einen fremden Garten, um dort die Birnen zu pflücken. Versuche, deinen Mann wachzurütteln. Drohe ihm, du würdest ihn verlassen. Wenn er dich liebt, wird er alles tun, um dich zu halten.“

Die jungen Türken lachen über solche altmodischen Ansichten. „Geh zu Güzin Abla“, sagen sie, wenn sie

jemand zu sehr mit seinen Problemen langweilt.

Nichtsdestotrotz werden Güzin Ablas Ratschläge von Millionen gelesen. Bei ihr wiederum lösen die Briefe betrogener Frauen immer die größten Emotionen aus. „Die türkischen Männer sind genetisch darauf programmiert, zu betrügen“, sagt sie in einem ihrer Interviews. „Ganz selten entwickelt sich bei ihnen ein Junge zum echten Mann.“ [...]

Wie man in der Türkei einen Christopher Street Day macht

„Liebe Güzin Abla, ich habe ein großes Problem. Ich fühle mich überhaupt nicht von Frauen angezogen. Zunächst dachte ich, das sei nur normale Gleichgültigkeit, doch es ist mehr. Letztens war ich sehr erregt, als ich mit einem Freund im Schwimmbad war. Ich befürchte das Schlimmste. Was soll ich tun? Ich flehe dich an, hilf mir! Metin.“

„Lieber Metin, das tut mir sehr leid für dich. Die Krankheit, an der du leidest, heißt Homosexualität. Glücklicherweise kann man von ihr geheilt werden. Güzin Abla.“

Der einzige Ort, wo Güzin Abla kein zustimmendes Lächeln hervorruft, ist wahrscheinlich *Lambda Istanbul* – eine Vereinigung Schwuler, Lesben und sexueller Minderheiten. Üstünel, ein Mitarbeiter von *Lambda* ist furchtbar empört, als er ihren Namen hört.

„Sie hat viel Schlimmes angerichtet. Seit Jahren setzen wir uns für mehr Toleranz ein und sie wiederholt in jedem Interview: ‚Schwule, lasst euch behandeln, Lesben, lasst euch behandeln.‘ Da kann doch einen der Schlag treffen.“

Die Istanbuler *Lambda* ist sehr dynamisch. Jedes Jahr richtet sie mit anderen Organisationen eine Parade aus, an die sich eine dreitägige Konferenz anschließt. Unter anderem reden sie über die Kunst in der Schwulen- und Lesbenszene und über die Situation der sexuellen Minderheiten in den arabischen Ländern.

„Die liberal eingestellten sind sehr offen, es ist sogar schick, einen schwulen Kumpel zu haben. Schlimm ist es mit denen, die konservativ denken.“

„Zum Beispiel?“

„Meine Eltern leben in einem Dorf. Ein schwuler Sohn wäre für sie eine Mega-Schlappe! Also nehme ich als Verlobte eine befreundete Lesbe mit, wenn ich sie besuche. Und mit der fahre ich dann zu ihrer Mutter. Wir haben sogar daran gedacht zu heiraten, doch das wäre zu viel des Guten. Im Moment kämpfen wir um die Legalisierung von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Doch ich weiß selbst nicht, was ich tun würde, wenn es diese Möglichkeit gäbe...“

„Warum?“

„In Istanbul wissen alle meine Freunde, dass ich homosexuell bin. Aber ich habe ständig meine Eltern im Hinterkopf.“

„Und die Nachbarn?“

„Mein Freund und ich mussten schon zwei Mal umziehen, weil die Leute anfangen, komisch zu gucken. Wir haben hier immer noch eine Rüben-Gesellschaft.“ [...]

(S. 49-58)

Das Fegefeuer von Istanbul

Sie stehen auf, wenn die Stadt noch feiert. Ziehen dunkelblaue Hosen an, feste Schuhe und T-Shirts mit dem Emblem der Stadt, bei der sie beschäftigt sind. Packen Lebensretter-Ausrüstungen ein, grundlegende Medikamente, warme Kleidung. Und einen Vorrat an großen Plastikbeuteln.

Ein Honda-Geländewagen fährt sie zu den Stränden, die sie Meter für Meter durchkämmen. Zunächst die meistbesuchten. Dann die weniger besuchten. Und wenn die Zeit reicht – die unbesuchten. Sie suchen nach Resten von Booten, Pullovern, Rucksäcken, Mützen, umgekippten Pontons, nassen Decken, Dokumenten, Pässen, Kinderschuhen. Nach allem, was das Meer ans Ufer spülen könnte. Aber vor allem suchen sie nach Leichen.

„Vor fünf Jahren spülte das Meer gleich neben den Luxushotels zwei Afrikaner an den Strand. Touristen haben sie entdeckt“, sagt Kazim in der dunkelblauen Hose. „Die Touristen mögen es nicht, Leichen am Strand zu finden. Die Engländer, Deutschen oder Polen kommen hierher, um sich zu erholen und zahlen gut dafür. Wir müssen aufräumen, bevor sie aufstehen.“

Das Sonderangebot

Wir sitzen in einem kleinen Café im Basarviertel von Istanbul. Einen halben Kilometer von uns entfernt steht der berühmte Sultanspalast Topkapi. Tag für Tag schauen sich tausende Touristen den Ort an, wo dieser Glückspilz von Sultan aß und schlief, wo der Harem mit den wunderschönen Frauen war.

Doch diese Dinge interessieren Mahmud nicht, einen Iraker mit gräulichem Bart und gelben Zigarettenfingern. Alle fünf Minuten raucht er eine, man könnte die Uhr danach stellen. Er raucht jede Zigarette bis zum Filter runter, bis er sich verbrennt.

Vor fünf Jahren hat er für die Amerikaner gearbeitet, bis ihre Feinde ihn zum Tode verurteilten. Die Amerikaner wollten oder konnten ihm nicht helfen.

„Es gibt ein Programm, das ehemaligen Übersetzern helfen soll, aber nur Allah weiß, warum ich nicht davon erfasst wurde“, sagt er. „Zwei Kollegen von mir sind umgekommen. Worauf sollte ich da warten? Ich nahm meine Frau, meine fünfjährige Tochter und wir sind abgehauen.“

Oruç Ulusoy, ein Rechtsanwalt aus Izmir, der Immigranten hilft, warnt mich: „Sie sollten ihnen diese Geschichten nicht glauben. Sie sagen nicht die Wahrheit. Die ist für sie zu gefährlich.“

Doch Mahmuds hervorragender britischer Akzent verleiht ihm Glaubwürdigkeit. Er sagt, sein Cousin habe ihm aus Deutschland tausend Euro geschickt, die Familie im Irak bekam nochmal so viel zusammen. Das reichte, um in einem LKW bis nach Istanbul zu kommen.

„Meine Frau und das Kind habe ich nach Griechenland geschickt“, sagt Mahmud. „Das erste Boot wurde von der Küstenwache zur Umkehr gezwungen. Das zweite war undicht und lief voll; sie haben es gerade so zurück zum Ufer geschafft.“

Will man Mahmud glauben, hat es beim dritten Mal geklappt.

„Gut, dass es geklappt hat, denn dem *kaçkaçı*, also dem Schlepper, zahlt man für drei Versuche. Das ist so ein Sonderangebot, wie im Supermarkt. Doch wenn du es beim dritten Mal auch nicht schaffst, fängst du von vorne an, das Geld zusammenzukratzen“, sagt Mahmud.

Seine Frau ist bereits in München, Mahmud hängt in Istanbul fest und kennt hier alle: von kleinen Gaunern über Zuhälter bis zu den Schleppern. Dank ihm kann ich viel erfahren.

Mahmud muss zweitausend Euro zusammenkriegen. Er gibt Englischstunden, hilft gestohlene Pässe zu verkaufen, verschafft den Schleppern Kundschaft. Er kann damit kein Vermögen machen, doch wenn alles gut geht, wird er in einem Jahr in Deutschland sein. Geld – das ist heute für Mahmud das Wichtigste. Als ich sage: „Ich möchte, dass du mir hilfst, Yusuf zu finden“, fragt er weder, wer Yusuf sei, noch warum ich ihn suche. Er fragt nur: „Wieviel kannst du zahlen?“

Ich kann ihn nicht bezahlen. Mahmud wirft die Arme auseinander, drückt die bis zum Filter runtergerauchte Zigarette aus und geht seines Weges.

Die Brücke

Es gibt zwei Istanbul.

Das erste Istanbul ist das der Touristen, der Fünf-Sterne-Hotels, der Veranstalter. Orhan Pamuk sucht in ihm die Quellen seiner Nostalgie und die mit Fotoapparaten behängten Japaner nehmen jeden Millimeter auf. Jedes Jahr sind es zehn Millionen, die mit Fotoapparaten hierher kommen. In die gesamte Türkei – über dreißig Millionen. Fast zehn Prozent des türkischen Staatshaushalts wird von ihnen finanziert.

Doch nicht nur Touristen lieben die Türkei. Seit sieben Jahren ist sie ein Paradies für Geschäftsleute, die von über sieben Prozent Wirtschaftswachstum angelockt werden. Und für Politiker, die erkennen, dass dieses Land Europa und Asien in Einklang zu bringen versucht.

Über dieses erste Istanbul und über solch eine Türkei sagt der schnurrbärtige Premier Erdoğan, sie seien die Brücke zwischen Ost und West.

Aber die echte Brücke ist heute das zweite Istanbul. Um es zu sehen, muss man die Promenaden der Touristen verlassen, in die Seitenstraßen einbiegen und den Blick schärfen.

Dann kann man Afrikaner beobachten, die mit letzter Kraft Wagen voller Metallteile hinter sich her ziehen. Chinesen, die irgendwo in einem Keller Gurken für Kebab schneiden. Inder mit tiefhängenden, an den Wangen wie angeklebten Tränensäcken, die Parfüm-Imitate verkaufen. Sie ertragen dieses Hundeleben, weil sie von Europa träumen. Sie glauben, unser Reichtum - und aus ihrer

Perspektive ist auch Polen ein sehr reiches Land – sei das Heilmittel für ihre Probleme.

Diese Menschen sind auf der Brücke, von der der türkische Premier spricht, stecken geblieben. Es leben so viele von ihnen hier, dass niemand sie zu zählen versucht. Wissenschaftler spekulieren, dass jedes Jahr bis zu zwei Millionen Immigranten durch das Fegefeuer von Istanbul gehen.

„Wir haben in der Fabrik immer sechzehn Stunden gearbeitet“, zitiert die Istanbul Presse einen Flüchtling aus China. „Der Fabrikbesitzer ließ uns in so einer Bude hinter dem Betrieb übernachten. Für achtzehn Personen hatten wir vier Betten und einen Stuhl. Nach drei Monaten hat er uns verjagt ohne den Lohn zu zahlen. Das Schlimmste ist aber nicht, dass er nicht bezahlt hat, sondern, dass wir seitdem auf einer Müllkippe wohnen.“ [...]

Der Schiffbrüchige

Im September 2003 spülte das Meer die Leichen von vierundzwanzig Immigranten an den türkischen Strand. Höchstwahrscheinlich kamen sie aus Pakistan. Die Türken waren erschüttert über diese Tragödie auf ihrem Meer, die größte der letzten Jahre.

Dabei war sie nur ein Vorbote dessen, was folgen sollte. Schon drei Monate später ertranken sechzig Menschen auf dem Weg nach Rhodos - Iraker, Afghanen und Jordanier. Unter ihnen auch eine Frau mit ihrer zehnjährigen Tochter.

Nach dieser Katastrophe stellten manche Urlaubsorte Leute an, die jetzt in dunkelblauen Hosen nach Leichen suchen, bevor sie von Touristen entdeckt werden.

Eine Fähre, die einen Tag nach dem Vorfall nach Rhodos fuhr, konnte wie durch ein Wunder einen Mann retten: einen zwanzigjährigen Flüchtling aus dem Irak, der sich an ein Stück Holz geklammert hatte.

Einen Monat lang führten alle türkischen Medien Interviews mit ihm. Er war auf allen Titelseiten der Zeitungen zu sehen. Nichtstaatliche Organisationen schlugen sich darum, ihm ein Asyl, eine Wohnung und Arbeit zu besorgen. Sogar diejenigen, die auch auf dem Weg in den Westen waren und selbst nicht viel hatten, sammelten Geld, um ihm zu helfen.

„Ich kenne diesen Jungen noch aus dem Irak. Allah hat ihm ein zweites Leben geschenkt“, sagt Mahmud. „Als ob ihn seine Mutter ein zweites Mal geboren hätte. Weißt du, was er mit diesem Leben gemacht hat?“

Und Mahmud führt mich durch die Gassen von Taksim, das Istanbuler Viertel der Partyszene und der roten Laternen. In einer kleinen Straße, wo sich Transvestiten verabreden, sitzt auf der Erde ein Mann mit schütterem Haar und ein paar rötlichen Bartbüscheln. Er schaut auf den Weg, lächelt, murmelt etwas vor sich hin. An seinem Kinn klebt eine Speichelspur.

„Du hast dich schon wieder zgedröhnt! Du hast dich, verdammte Scheiße, schon wieder zgedröhnt!“, schreit Mahmud und zerrt an dem Jungen. Er schaut zu mir, dann wieder zu ihm. „Er hat's nicht ausgehalten“, sagt Mahmud.

„Nicht ausgehalten“, wiederholt er, und erst nach einem Moment lässt er den Pullover des Jungen los, dem Allah ein zweites Leben geschenkt hat.

Ich weiß nicht, ob es auch wirklich der gerettete Junge war – das ließ sich nicht mehr überprüfen. Sicher ist nur, dass Mahmuds Wut echt war und dass er danach lange brauchte, um wieder zu sich zu kommen. [...]

Die Fischer

Im September 2008 schickte der Schlepper Ahmet Baba von Behramkale aus ein paar Pontons los. Vom hiesigen Hafen bis zum griechischen Ufer sind es fünf Kilometer Luftlinie.

347 v. Chr. hieß der Ort Assos. Nachdem Aristoteles in der berühmten Akademie von Athen nicht zum Nachfolger Platons gewählt wurde, versuchte er hier seine zerrütteten Nerven zu heilen. Er segelte von Behramkale nach Lesbos, um dort die Fauna und Flora der Insel zu erforschen.

Ahmets Boote fuhren auch nach Lesbos und sie starteten nicht einmal einen Kilometer entfernt von dem Hafen, wo Aristoteles seine Reise angetreten hatte. Alles verlief reibungslos, bis gegen zwei Uhr nachts ein Boot des griechischen Grenzschutzes auftauchte.

Vom wilden Strand aus bei Behramkale sieht man alles wie auf dem Präsentierteller, also nahm Ahmet Baba schnell die Beine in die Hand. Auf dem Meer aber Schaukeln, klein wie Nusschalen, vier Pontons, die sich bereits auf den griechischen Territorialgewässern

befanden. Und in den Pontons - achtunddreißig Personen.

Die Griechen waren aggressiv, mit ihrem Motorboot verursachten sie starke Wellen. Einer der Pontons kippte um und die Menschen fielen ins Meer. Die Grenzer schossen in die Luft, um ihnen Angst zu machen.

Dann warfen sie Seile aus und zogen damit die vier kleinen Boote wieder in die türkischen Gewässer. Sie nahmen den Flüchtlingen die Paddel und die Motoren weg und überließen sie der Strömung, was für die Menschen den Tod bedeuten konnte.

„Hol's der Teufel“, flucht Ismail, ein Fischer aus Ayvalik. Er ist einer der wenigen, die hier ein größeres Boot besitzen, mit dem man zum Thunfischfang rausfahren kann. Doch als er und sein Schwager damals zum Fischen rausgefahren waren, entdeckten sie vier Pontons mit um Hilfe schreienden Menschen darin. Die Leute hatten keine Paddel und das Wetter wurde immer schlechter.

Die Fischer nahmen die Flüchtlinge auf und brachten sie zum türkischen Grenzschutz. Heute weiß Ismail selbst nicht mehr, ob er das Richtige getan hat.

„Zuerst wurde ich beschuldigt, dass ich den Schleppern helfen würde“, erzählt er. „Ich musste immer wieder hin und mich rechtfertigen. Am Ende sagte der Staatsanwalt: ‚Ich konnte nichts finden, aber ich werde dich im Auge behalten.‘“

Die hiesigen Fischer haben den Flüchtlingen schon viele Male geholfen.

„Im Sommer gibt es fast jeden Tag irgendwelche Probleme“, sagt Ismail, und sein Partner und der Schwager

stimmen zu. „Die Griechen schießen auf sie, es kommt vor, dass sie die Boote durchlöchern. Und bevor einer von uns zu fischen anfängt, fährt er erst mal zwei Stunden herum und sammelt diese Leute ein, damit sie nicht ertrinken.“

„Wir leben vom Fischfang“, sagt noch der Schwager. „Als wir die anderen rausgeholt haben, konnten wir danach zwei Wochen nicht arbeiten. Mal mussten wir wegen der Aussagen hin, dann wieder wegen der Fingerabdrücke. Wie soll ich denn helfen, wenn meine Frau den Kindern nichts mehr zu essen geben kann?“

Ismail: „Jetzt haben wir Angst, zu helfen. Außerdem gibt es mittlerweile so viele von diesen Pontons, dass man es gar nicht schafft, jedem zu helfen. Ob ich es bereue, dass ich damals geholfen habe? Verdammt... Ja. Ich muss sagen, ich bereue es.“

(S. 139-152)

Übersetzungsanfragen:

Joanna Manc

joanna@manc.de

Lizenzanfragen:

Magda Dębowska

debowska@polishrights.com

Gespräch mit Witold Szablowski
Moderation: Lisa Palmes
Lesung: Joanna Manc
Freitag, 12. April 2013, 19:00 Uhr
Buchbund, Deutsch-polnische Buchhandlung
Sanderstraße 8, 12047 Berlin
www.buchbund.de
Tel: (030) 61671220
www.lisapalmes.de
Tel: (030) 45090229

Die Veranstaltungsreihe wird organisiert von



Lisa Palmes
Polonistin. Übersetzerin für Polnisch

buch | bund
Deutsch | Polnische Buchhandlung

Mit freundlicher Unterstützung von



FUNDACJA WSPÓŁPRACY
POLSKO-NIEMIECKIEJ
STIFTUNG
FÜR DEUTSCH-POLNISCHE
ZUSAMMENARBEIT



POLNISCHES
INSTITUT
BERLIN